

Andacht

anlässlich der Jubiläumsfeier zum 30-jährigen Bestehen der Ev. Sozialstation Straßenhaus am 25.09.2011 in Oberhonnefeld

von Pfarrerin Christiane Rosbach

„Nah am Menschen“ – das ist das Motto der Arbeit unserer Ev. Sozialstation. So wollen wir unsere Arbeit verstehen.

In unserem Leitbild steht das als Zitat Martin Luthers so: **„Ein Christenmensch lebt nicht in sich selbst, sondern in Christus und seinem Nächsten. In Christus durch den Glauben, in seinem Nächsten durch die Liebe.“** Nächstenliebe kommt den anderen nahe. In der Bibel gibt es eine ganz bekannte Geschichte, wo Menschen einander nahe kommen, wo Menschen einander aber auch fremd bleiben.

Da nähert sich jemand Jesus mit der Frage: „Was muss ich tun, um das ewige Leben zu bekommen?“ Jesus fragt ihn nach dem, was er für geboten hält und dieser Mensch weiß die Antwort selbst und nennt das Doppelgebot der Liebe: Gott lieben und den Nächsten.

Eine Frage bleibt: „Und wer ist mein Nächster?“ Diese Frage zielt auf Kriterien, die einen Menschen dazu qualifizieren, in den Genuss der Zuwendung eines anderen zu gelangen.

Für unsere Sozialstation gibt es klare Vorschriften und Richtlinien. Sie setzen enge Grenzen. Da ist klar definiert, wer hilfsbedürftig ist und wer nicht. Da sind die Pflegestufen, da gibt es Aufträge und Bescheinigungen von den Krankenkassen, Anweisungen von Ärzten, Verordnungen. Wer solche Papiere vorweisen kann, den kann man als Nächsten getrost akzeptieren. Da geht die Rechnung auf. Der hat ein Recht.

Was aber ist mit den anderen, die keinen gesetzlichen Anspruch vorweisen können? Z.B. die Demenzkranken, die nicht in Pflegestufen eingeteilt werden. Keine Pflegestufe – kein Anspruch! Soll das heißen: Dement, aber nicht hilfsbedürftig? Kein Recht – keine Hilfe? Stellen wir fest: da gibt es keine Verpflichtung. Ist denen nicht zu helfen? Soll man die einfach links liegen lassen?

Die Frage „Wer ist denn mein Nächster?“, zielt darauf ab, festzustellen, dass es viele Gründe gibt, nichts zu tun, nicht zu helfen, den Bedürftigen links liegen zu lassen. Sollen doch andere... Genau das ist das Klima, das wir in unserer heutigen Gesellschaft beklagen!

Wo bleibt die Nächstenliebe? Das Prinzip Nächstenliebe durchbricht das Gesetz des Formalismus. Der barmherzige Samariter ist der Legende gewordene Widerspruch zu der Erfahrung und Lebenseinstellung: Jeder ist sich selbst der Nächste.

Der Samariter hat das Wort von der Nächstenliebe in die Tat umgesetzt. An seinem Handeln ist manches, was ich mit unserer Arbeit in der Sozialstation in Verbindung bringen kann.

Da begegnen sich zwei wildfremde Menschen. Wenn der, der helfen kann, dem, der Hilfe braucht, Gutes tut, wenn die Hilfe gelingt, dann kann daraus etwas Gutes entstehen. Dann kann das weitere Leben gelingen, dann gibt es Hoffnung, weil Hilfe da ist.

Der Samariter hilft aus freien Stücken, während es andere, von denen man es vielleicht nicht erwartet hätte, nichts tun. Solche Enttäuschungen erleben auch hilfsbedürftige Menschen, mit denen die Sozialstation zu tun hat. Es kann daran liegen, dass die Menschen, von denen Hilfe erwartet wird, manchmal mit den Anforderungen nicht zurecht kommen, dass sie überfordert sind, dass sie den Ansprüchen nicht gerecht werden können.

Immer mehr ältere Menschen leben allein. Die Großfamilien gibt es kaum. Angehörige wohnen nicht unbedingt in der Nähe. Hilfe wird geleistet von fremden Menschen, die einem nahe kommen und mit denen man im Laufe der Zeit eine Beziehung aufbauen kann.

Der Nächste ist für die Mitarbeitenden der Sozialstation zunächst einmal ein Name. „Da ist eine Frau Sowieso, die hat angerufen und braucht Hilfe.“ So lernen sich Fremde kennen. Inwieweit man dem zu Pflegenden nahe kommen kann, bestimmt der Pflegenden. Man bietet Hilfe an, inwieweit sie angenommen wird, liegt im Bereich des Patienten. Man kommt sich näher, es kann eine gewisse Vertrautheit entstehen. Man darf sich aber nicht zu nahe treten, man muss die nötige Distanz wahren, denn bei der Pflege geht es um ganz sensible Bereiche.

Und noch eines ist mir deutlich geworden in der Geschichte vom barmherzigen Samariter: Man muss nicht alles alleine leisten. Man kann sich selbst Hilfe holen und damit Verantwortung abgeben. Das kann unheimlich entlastend sein. Denn es gibt immer wieder Situationen, wo man an die eigenen Grenzen gerät. Es kann sein, dass einen die Situation überfordert. Dann gibt es Möglichkeiten, die Verantwortung zu verteilen, andere mit ins Boot zu nehmen, zu entlasten. Man kann gemeinsam Lösungen finden. Verantwortung wahrzunehmen, aber auch abgeben und teilen zu können, das ist eine Kunst, aber auch eine Aufgabe in unserer Sozialstation.

Der Samariter leistet Hilfe bis zu einem gewissen Punkt. Dann gibt er die Verantwortung ab, als er den Verwundeten in die Herberge bringt.

In der Geschichte vom barmherzigen Samariter wird der Gastwirt mit hineingezogen, ob er will oder nicht. Wenigstens muss er nicht damit rechnen, dass er draufzahlen muss. Der Samariter sorgt dafür, dass der Verwundete versorgt wird. Und hier kommt das Geld ins Spiel. Er zahlt. Ein Kostenträger ist gefunden. Er gibt dem Wirt Geld für die Pflege und verspricht, auf der Rückreise den Rest zu bezahlen. D.h. er schiebt den Verletzten nicht ab, sondern er überträgt lediglich die Verantwortung.

Auf der Rückreise wird er nachfragen, was aus dem Verletzten geworden ist. Damit ist für ihn die Hilfe abgeschlossen. Die Mitarbeitenden einer Sozialstation können durch gute Zusammenarbeit untereinander und mit Vertragspartnern, mit Ärzten, Krankenhäusern, Überleitungsschwestern, den Krankenkassen – Verantwortung teilen. Wir können Leistungen nach bestimmten Vorgaben abrechnen. Und es muss soviel übrig bleiben, dass das System der Helfenden davon leben kann. Auch der Samariter sorgt für sich selbst.

Und das hat etwas mit Selbstliebe zu tun, die die Nächstenliebe erst möglich macht. Nur wer mit sich selbst sorgsam umgeht, der kann gut für andere sorgen. Den leitenden Mitarbeitenden ist die Verantwortung für das Ganze, für die gesamte Mitarbeiterschaft übertragen. Sie müssen sehen, dass der Laden läuft, dass die Einnahmen stimmen, die Gehälter bezahlt werden können und vieles mehr. Auch die Mitarbeitenden der Sozialstation müssen für sich selbst sorgen, sie dürfen sich nicht überfordern, nicht arbeiten bis zur Erschöpfung, Es muss Grenzen geben, Grenzen der Arbeit, Zeit für sich selbst, für die Familie, das Miteinander.

Es darf nicht sein, dass die Vielfalt der Ansprüche das Selbst erdrückt. Es muss eine Balance entstehen zwischen Selbst- und Nächstenliebe. Der barmherzige Samariter ist nicht von Beruf Samariter, er ist ein Mensch aus Samarien, der dort, wo er gefragt ist, das tut, was gerade notwendig ist. Damit lindert er Not und wendet das Böse zum Guten.

Als er seine Aufgabe so wie er sie versteht, erfüllt hat, setzt er seinen Weg fort. Der Samariter zieht seines Weges. Er verschiebt nicht alle anderen Termine und Pläne, die er hat, sondern er nimmt sie nach dieser Unterbrechung wahr. Hier beendet er seine Hilfe. Das, was er tun konnte, hat er getan. Er hat sich in einer Notsituation um einen Menschen gekümmert, wichtige und gute Hilfe geleistet, soweit es seine Möglichkeiten zuließen.

Es wird nicht berichtet, dass er für sein Handeln ewige Dankbarkeit erwartet, oder dass der Verletzte jetzt sein Freund wird. Das wäre vielleicht auch zu viel erwartet. Zumindest ist die Nächstenliebe nicht mit diesen Zwecken verbunden. Sie geschieht selbstlos.

Wenn einer zur rechten Zeit am rechten Ort ist, dann ist sein Handeln gefragt. Manchmal ist Eingreifen gefordert, obwohl es nicht so auf dem Dienstplan steht. Da ist jemand, der etwas anderes braucht als das, was die ärztliche Verordnung oder die Pflegestufe hergibt, dann liegt es an uns, dementsprechend zu handeln, um dem anderen hilfreich sein zu können – über das Muss hinaus. Dafür haben wir Diakonische Zeiten eingerichtet, Zeiten, die nicht abrechenbar sind, die aber ganz wichtig sein können für einen bestimmten Menschen, der unserer Fürsorge anvertraut ist.

Aber auch das hat Grenzen (auch wenn sie nicht genau festlegbar sind). Es geht um das Tun der Barmherzigkeit im Rahmen der eigenen Möglichkeiten. Jesus erzählt diese Geschichte vom barmherzigen Samariter nicht nur als Ansporn für mein Handeln, sondern auch als Entlastung. Denn sie macht deutlich: Es gibt Möglichkeiten und Grenzen. Beides hängt von der eigenen Person ab. Ich muss nicht bis zum Umfallen für andere da sein. Ich darf auch für mich sorgen. Nächstenliebe und Selbstliebe bedingen sich.

Und ich persönlich bin fest davon überzeugt, dass diejenigen, die es schaffen, auch mal ihre Grenzen und Belastungen zu sehen und zuzulassen, viel fröhlichere Helfer sind und viel mehr bewirken.

Wer die Herausforderung annimmt, gerät in die Spur, die sich aus dem „ewigen Leben“ speist. Das Verhalten des Samariters ist der Schlüssel zum ewigen Leben. Der Weg zu Gott führt aber immer über den Nächsten. Kein Weg zu Gott führt am Nächsten vorbei! „Nah am Menschen“ – zu sein, das ist das Entscheidende.

Christiane Rosbach
Aufsichtsratsvorsitzende der Evangelischen
Sozialstation Straßenhaus
Andacht zur Jubiläumsfeier am 25.09.2011 im Ev.
Gemeindehaus Oberhonnefeld